

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Siegried Obermeier
Kleopatra
Im Zeichen der Schlange

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Seit Menschengedenken hatte kein ägyptischer König Syene, die südlichste Stadt seines Reiches, besucht. Es gab hier auch keine schriftliche Überlieferung, doch galt als sicher, daß Ramses II. sich länger hier aufhielt, als er die beiden ihm und seiner Gattin Nefertari gewidmeten Felsentempel einweihte.

Natürlich war Kleopatras Kommen lange vorher angekündigt, so daß unser festlich aufgeputztes Städtchen auf den hohen Besuch gut vorbereitet war. Der Bürgermeister hatte das Stadthaus – hier tagte er von Zeit zu Zeit mit dem Ältestenrat – mit Blumen- girlanden, Sykomoren- und Tameriskenzweigen ausschmücken lassen.

Am Tag ihrer voraussichtlichen Ankunft warteten die Honoratioren von Syene am Hafen auf das Anlegen der königlichen Flotte. Die kleine griechische Kolonie bestand aus dem Statthalter von Jeb, dem Kommandanten der Grenztruppen mit seinen Offizieren, ein paar Verwaltungsbeamten sowie aus meinem Vater und mir, den beiden Ärzten. Der Bürgermeister war ein Ägypter, wie auch die Priester der hier verehrten Götter, an der Spitze die Priesterkollegien des Isis-Tempels auf der Insel Philae und des Osiris-Tempels auf der Nachbarinsel Bigge. Diese Herren gaben sich sehr würdevoll und beeindruckten mit ihren kahlgeschorenen Köpfen und den Leopardenfellen über ihren langen weißen Gewändern. Die Priester des Chnum-Tempels auf Elephantine standen ihnen kaum nach, während die der kleineren Heiligtümer von Amun, Sachmet, Hathor und einiger Lokalgötter etwas bescheidener auftraten.

Kleopatras königliche Prunkbarke war mit ihren vergoldeten

Masten, den wehenden Fahnen und farbigen Sonnensegeln schon von weitem zu erkennen. Die kleinen Schnellrunder der Leibwache umgaben das Königsschiff wie eine metallene Schutzwehr; die Lanzen, Schwerter und Streitäxte funkelten bedrohlich in der späten Nachmittagssonne. Schon von weitem kündete vielstimmiger Fanfarenklang die Ankunft des hohen Besuchs an. So einfach die Königin – wie ich später sah – sich in ihrer griechisch geprägten Residenz meist kleidete, so prunkvoll trat sie hier als *Nebet tawi* und *sat-Ra* – als Herrin Beider Länder und Tochter der Sonne – auf: als Pharaonin wie in den Tagen der altägyptischen Dynastien. Auf ihrem Kopf funkelte eine goldene Uräenkrone, ihre über der Brust verschränkten Hände hielten Zepter und Peitsche. Weißgekleidete Weihrauchträger schlangen ihre vergoldeten Bronzekessel und hüllten Kleopatra in grauweiße, vom Nordwind schnell davongetragene Duftwolken. Bis auf den Lendenschurz nackte nubische Sklaven trugen den vergoldeten Thron mit der Königin an Land, und ihre ägyptischen Untertanen warfen sich sogleich nach alter Sitte in den Staub. Wir Griechen bildeten ein Spalier mit tiefgebeugten Rücken, da hörten wir ihre helle, etwas harte, aber wohlklingende Stimme: «Erhebt euch – erhebt euch!»

Schon als Zwanzigjährige beherrschte Kleopatra mehrere Sprachen, darunter perfekt und akzentfrei die alte Sprache ihres Landes. In ihr richtete sie einige Worte an den Bürgermeister und seine Beamten, dann begrüßte sie uns Griechen und ließ sich vom Statthalter die juwelengeschmückte Hand küssen.

Im Stadthaus fanden wir uns alle wieder zusammen, und der *dioecetes* Protarchos – ihr Erster Minister – stellte sich neben den erhöhten Thron und las von einer Schriftrolle etwas ab; auch dies in der alten Tradition der Pharaonen, die niemals selbst längere Ansprachen vor ihren Untertanen hielten. Da war die Rede von «meinem geliebten Brudergemahl», der sein königliches Amt in Alexandria versehe, unterstützt von einem tüchtigen Regentschaftsrat, der, so hoffe sie, bald entbehrlich sei. Auch gedachte die Königin ihres Vaters, des «Neos Dionysos», der nun mit den Himmlischen vereint sei und dessen göttliche Hilfe und Unterstützung aus dem Jenseits sie deutlich empfinde. Sie erwähnte auch den Buchis-Stier von Hermonthis, an dessen feierlicher Wiedergeburt sie teilgenommen hatte. In dieser königlichen Rede, vom *dioecetes* verlesen, wurden die Geschwister als in Eintracht und Frieden herrschendes königliches

Ehepaar dargestellt, doch einige der Anwesenden wußten recht gut, daß die Wirklichkeit anders aussah. Danach gewährte Kleopatra jedem der Anwesenden eine kurze Audienz.

So standen auch wir vor ihrem Thron, mein Vater und ich. Der Zeremonienbeamte las von seiner Liste ab: «Truppenarzt Herakles mit seinem Sohn Olympos, ebenfalls Arzt.»

Bei meinem Namen erfolgte das von mir schon erwähnte kurze Stirnrunzeln, dann sagte sie: «Tüchtig, tüchtig, junger Mann. Ich nehme an, du assistierst deinem Vater bei seiner schweren und verantwortungsvollen Arbeit?»

Herakles antwortete für mich.

«Auch, Majestät, aber er ist durchaus imstande, alleine Diagnosen und Behandlungen durchzuführen.»

Während die Königin ihre Augen auf meinen Vater richtete, wagte ich es, sie mir genauer anzusehen. Sie zeigte damals nicht ihr eigenes Gesicht, denn es war nach ägyptischer Art geschminkt und wirkte dadurch etwas starr, wie eine bemalte Mumienmaske. Die großen ausdrucksvollen Augen leuchteten in einem tiefen Grau – wie bei mir das makedonische Erbe –, doch ihre Haarfarbe verbarg eine reichge-lockte Perücke. Unter der hohen Stirn sprang weit ihre Nase hervor, schmal und leicht gekrümmt, aber nicht so lang, daß sie häßlich gewirkt hätte. Der Mund war weder klein noch groß, weder üppig noch dünn, sondern edel, schön geformt und mit einer etwas überstehenden Oberlippe, was ihrem Gesicht eine Spur koketter Weiblichkeit verlieh. Ihre spöttische Stimme riß mich aus meinen Betrachtungen.

«Nun, Olympos, studierst du mein Gesicht als Arzt, oder willst du ein Bildnis von mir fertigen?»

«Weder noch, Majestät, und bitte verzeihe mir meine Kühnheit. Eine Königin sieht man eben nicht alle Tage.»

Sie lachte auf eine herzliche und unbeschwerte Art.

«Da hast du wohl recht, Olympos – aber wer weiß, wohin dein Lebensweg dich noch führt.»

Wäre nicht geschehen, was tags darauf geschah, so hätte es wohl für mich keine zweite Begegnung mit der Königin gegeben.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, mußte mein Vater mit einem Schnellruderer nach Süden reisen. Ein Grenzposten war von einem der verräterischen Wüstenstämme überfallen worden, und es hatte Tote und Verletzte gegeben.

«Du bleibst hier, Olympos, wir können nicht beide verschwinden, solange die Königin in Syene weilt.»

Für diesen Tag hatte Kleopatra den Wunsch geäußert, die berühmten Steinbrüche zu besichtigen, wo seit ältester Zeit der begehrte Rosengranit gebrochen und ins Land verschifft wurde. Die Bildhauer schufen aus ihm die schönsten Bildwerke religiöser und profaner Art, und der harte Stein blieb auch nach Jahrtausenden unverändert.

Zusammen mit dem *nauarchos* der königlichen Flotte, einem Trupp ihrer Leibwache und einigen Dienerinnen machte sich Kleopatra in einer Tragsänfte auf den Weg. Die Steinbrüche liegen am Rande der Stadt und sind schnell zu erreichen. Der *nauarchos*, ein älterer Herr, ritt auf einem Esel und geriet, als er abstieg, mit dem linken Fuß in eine Spalte, stürzte und zog sich einen offenen komplizierten Knöchelbruch zu. Man brachte ihn sofort auf sein Schiff, und zwei Ärzte eilten herbei – Kleopatras damaliger Leibarzt und einer, der für die Schiffsbesatzungen zuständig war. Bei offenen Brüchen, vor allem, wenn der Knochen mehrfach zersplittert ist, gibt es kaum einen Arzt, der nicht zur Amputation rät. Dafür sprechen eine Reihe guter Gründe, wovon der gewichtigste die Gefahr ist, daß das Glied brandig wird und nicht selten durch Vergiftung des ganzen Körpers zum Tode führt.

Als der *nauarchos* hörte, daß man ihm den Fuß abnehmen wollte, wehrte er sich dagegen und verlangte, einen dritten Arzt zuzuziehen, nämlich den Truppenarzt Herakles, meinen Vater. Ein Diener kam in unser Haus, doch ich mußte ihm sagen, daß Herakles schon eine Tagesreise nach Süden unterwegs war; aber auch ich sei Arzt und würde mir gerne den Fuß ansehen. Der Diener musterte mich abschätzig, wahrscheinlich erschien ich ihm zu jung, doch ich hatte schon das Notwendigste hergerichtet und ging mit ihm zum Hafen.

Kleopatra saß am Bett ihres Flottenchefs und herrschte mich an: «Wo ist dein Vater? Ihn haben wir herbefohlen, nicht dich!»

Ich erklärte die Sachlage, und der Verletzte sagte mit dünner, schmerzgequälter Stimme: «Ein junger Arzt muß nicht zwangsläufig ein schlechter sein...»

Ich betrachtete den schlimm zugerichteten Fuß genau. Er war fast im rechten Winkel abgeknickt, und einige der zersplitterten Knochen hatten sich durch die Haut gebohrt und standen heraus wie Stacheln.

«Ich müßte den Fuß genauer untersuchen, das ist sehr schmerzhaft, dauert aber nicht lange.»

Der *nauarchos* grinste mühsam.

«Nur zu – nur zu! Schlimmer kann es nicht mehr werden . . .»

Zwei seiner Diener hielten ihn fest, und ich versuchte den Fuß langsam in seine natürliche Lage zu drehen. Der Verletzte knirschte hörbar mit den Zähnen, begann zu stöhnen und schließlich zu schreien.

Die Königin erhob sich.

«Hör sofort damit auf! Warum quälst du ihn so?»

«Weil es sein muß», sagte ich ungerührt, doch ich hatte gesehen, was zu sehen war, hatte auch mit den Fingern ertastet, daß das Fußgelenk noch weitgehend intakt war und der Bruch nur eine Spanne darüber lag.

«Ich bin der Ansicht, daß es eine Möglichkeit gibt, den Fuß zu retten. Er wird natürlich steif bleiben und nicht mehr belastbar sein. Aber eine Amputation ließe sich vermeiden.»

Der königliche Leibarzt sagte nichts, schnaubte nur verächtlich durch die Nase. Der Schiffsarzt wiegte bedächtig seinen Kopf.

«Hast du dir das genau überlegt? Eine solche Wunde gerät mit Sicherheit in Brand, und schließlich muß doch amputiert werden, dann vielleicht nicht nur der Fuß, sondern der ganze Unterschenkel. Hast du schon einmal ein brandiges Glied gesehen?»

Ich grinste ihn an, vielleicht ein wenig zu frech.

«Nicht nur einmal, verehrter Kollege, sondern viele Dutzend Male. Die Grenztruppen hier sind regelmäßig den Überfällen der Nubier oder räuberischer Wüstenstämme ausgesetzt, und was Steinschleudern, Streitäxte oder Keulen anrichten können, weiß ich besser als jeder andere. Wenn wir da immer gleich amputieren würden, hätte die Armee Ihrer Majestät nur noch einbeinige und einarmige Krüppel aufzuweisen.»

Kleopatra, schon dabei aufzubrausen, lächelte streng.

«Falls deine ärztlichen Fähigkeiten nicht geringer sind als dein freches Benehmen, wirst du es noch weit bringen in deinem Beruf. Der *nauarchos* soll es selber entscheiden, denn nur ihn geht es an.»

Der Verletzte hatte die Augen geschlossen, über sein blasses, schweißbedecktes Gesicht huschten schmerzliche Zuckungen, die er zu unterdrücken suchte.

«Ich vertraue mich dem Arzt Olympos an», sagte er leise.

«Gut», sagte ich, «aber der Verletzte ist nicht transportfähig. Wir haben in unserem Haus einige Krankenstuben, er muß einige Zeit hierbleiben – vielleicht einen Monat, vielleicht auch länger.»

«*Basilissa...*», begann der Leibarzt, doch die Königin schnitt ihm das Wort ab.

«Der *nauarchos* hat entschieden, und dabei bleibt es. Zwei Diener werden ihn begleiten, und sein Schiff wartet hier im Hafen, bis er wiederhergestellt ist. Und dir, Olympos, sage ich eines: Falls dieser Mann unter deinen Händen stirbt, dann rate ich dir, dich rechtzeitig nach Nubien abzusetzen. In Ägypten wirst du nicht mehr froh werden.»

Ich verneigte mich tief.

«Alles geschieht nach dem Wunsch Deiner Majestät.»

Viel später, in einer vertraulichen Stunde, fragte ich, ob sie ihre Drohung – wäre der Oberbefehlshaber der Flotte gestorben – wahrgemacht hätte.

Sie zuckte die Schultern.

«Vielleicht – vielleicht auch nicht. Könige sind launisch, weißt du. Aber die politische Lage war in dieser Zeit sehr gespannt, und ich hatte den Oberbefehlshaber der Flotte schon vergessen, als er nach einigen Monaten plötzlich wiederauftauchte.»

Der *nauarchos* bezog mit seinen beiden Dienern unsere beste Krankenstube, und ich tat alles, um seinen Fuß und sein Leben zu retten. Mein Vater kam erst nach neun Tagen zurück, und in dieser Zeit war ich auf mich allein gestellt. Ich verabreichte dem Kranken unser spezielles Betäubungsmittel, eine Mischung, die ich hier nicht nennen will, weil ich es meinem Vater versprochen habe. Nur soviel: Sie besteht aus drei verschiedenen Pflanzensäften, Honig, Öl und vergorenem Gerstensaft und wird mit einem Klistier in den After gegeben.

Als erstes hatte ich die herausragenden Knochensplinter mit einer Pinzette entfernt, den Bruch, so gut es ging, gerade gerichtet und mit festen Binden fixiert. Nun kam es vor allem darauf an, Entzündungen oder Eiterung zu vermeiden, und ich weiß, daß es nicht mein Verdienst war, sondern die gute Natur des alten Oberbefehlshabers der Flotte, wenn die Wunde glatt abheilte und die Knochen langsam zusammenwuchsen und zu verknorpeln begannen. Wichtig war nur, daß er den Fuß nicht bewegte, und um dies zu verhindern, band ich ihn am Bettgestell fest.

Als mein Vater zurückkam, ließ er sich den Fall in allen Einzelheiten schildern, nickte dann und wann und sagte schließlich zu mir, der gespannt auf sein Urteil wartete:

«Ich hätte es nicht anders gemacht, aber ich hoffe, du hast das Risiko bedacht. Noch immer können Komplikationen eintreten, der Fall ist noch längst nicht ausgestanden.»

Doch offenbar standen mir Sachmet und Asklepios hilfreich zur Seite – weder gab es Komplikationen noch Rückschläge, und nach fünfundzwanzig Tagen strenger Bettruhe durfte der Oberbefehlshaber der Flotte erstmals sein Lager verlassen.

«Es ist wie ein Wunder . . .», murmelte er, doch daß es nicht ganz so war, spürte er beim ersten Versuch, mit dem kranken Fuß aufzutreten. Ein unterdrückter Schrei und ein ellenlanger Fluch begleiteten diesen Versuch, und ich hatte alle Mühe, ihn zu beruhigen.

«Es wird niemals so sein wie vorher», warnte ich ihn. «Stock oder Krücken werden dich zeitlebens begleiten, aber dein Fuß ist gerettet, *nauarchos*. Das ist immer noch besser als ein beinloser Krüppel.»

Mein Vater stand dabei und sagte: «Mein Sohn hat recht, Herr.»

Der Oberbefehlshaber der Flotte humpelte zu seinem Lager und ließ sich behutsam dort nieder. «Ja, ja, ich weiß, aber es ist für mich so ungewohnt.»

Das war nun die alte Klage unserer Patienten, wenn ein Bein steif, eine Schulter schief, eine Hüfte krumm geblieben war: es ist so ungewohnt . . . Aber sie überlebten es und gewöhnten sich daran, wie sich der Mensch an alles gewöhnt, solange ihm eine Hoffnung bleibt.

Am Tag seiner Abreise bestand der Oberbefehlshaber der Flotte darauf, den Weg zum Hafen auf seinen eigenen zwei Beinen und ohne die Hilfe von Dienern zurückzulegen. Er benutzte Krücken, aber er schaffte es. Er ließ uns fünf Goldstater überreichen, die mein Vater zurückwies.

«Wir dienen beide der königlichen Armee, du auf dem Wasser, ich zu Lande. Es wäre nicht recht, dafür eine Bezahlung anzunehmen.»

Der Oberbefehlshaber der Flotte schüttelte störrisch den Kopf.

«Ich nehm's nicht zurück! Dann verwende es eben für Kranke, die nicht der Truppe angehören und kein Geld besitzen.»

Mein Vater nickte.

«Gut, *nauarchos* so soll es geschehen.»

Ich begleitete meinen Patienten aufs Schiff, wo er sich in einen Deckstuhl sinken ließ und die Krücken auf den Boden legte.

«Dir, Olympos, verspreche ich eines: Ich werde bei der Königin dein Lob singen, denn du hast es verdient. Anstatt den einfacheren Weg zu wählen, nämlich meinen Fuß abzuschneiden und mit ihm alle zu erwartenden Komplikationen, hast du es gewagt, eine gefährliche Verletzung nach allen Regeln deiner Kunst und mit großer Geduld zu behandeln. Ärzte wie dich bräuchten wir in Alexandria an der Universität, um deine Einstellung und dein Wissen an die Jüngeren weiterzugeben.»

Ich lächelte geschmeichelt.

«Jung bin ich ja selber noch, und keine Universität würde mich als Lehrer aufnehmen. Vielleicht in zehn Jahren...»

Der Oberbefehlshaber der Flotte nickte.

«Wann auch immer, du bist willkommen.»

Dieses Gespräch nahm ich nicht ernst und hatte es bald wieder vergessen. Dankbare Patienten versprechen viel, jeder Arzt weiß das, sind aber Schmerzen und Krankheit vergessen, muß man froh sein, wenn sie einen auf der Straße noch grüßen.

Ich habe vorhin erwähnt, daß die Eintracht des königlichen Ehe- und Geschwisterpaares nur eine Fiktion war, um das Volk in Sicherheit zu wiegen, doch die Bürger von Alexandria durchschauten den Betrug schnell, und selbst bei den Gebildeten in Syene, an der Grenze zu Nubien, entstand einige Unruhe wegen der damit verbundenen Ereignisse.

Viele römische und griechische Autoren haben diese bewegten Jahre nach dem Tod Ptolemaios XII. Auletes ausführlich dargestellt, aber – so scheint es mir – keiner schöpfte dabei aus erster Quelle, und auch wo die Berichte nicht gerade falsch sind, so erkenne ich doch spürbare Lücken.

Eines gleich vorweg: Kleopatra hat niemals einen Zweifel daran gelassen – was sie eher durch Taten als durch Worte bewies –, daß sie allein sich als Herrscherin der Beiden Länder sah, daß ihre Schwester Arsinoë und die beiden Halbbrüder in ihren Augen nur Randfiguren darstellten, flüchtige Schatten auf dem Bild der Geschichte, die sie – sie allein – in Ägypten und später auch anderswo gestalten wollte.

Der Wille des verstorbenen Königs war es gewesen, daß sie zusammen mit dem älteren ihrer beiden Halbbrüder die Nachfolge antrat. So geschah es zunächst auch, aber Kleopatra ließ erkennen, daß sie nicht gesonnen war, die Macht mit dem zehnjährigen Bruder-gemahl Ptolemaios XIII. zu teilen. Damit aber war der hinter dem

Bruder stehende Regentschaftsrat – angeführt von dem «Pflegevater» Pothinus – nicht einverstanden. Ehe ihr kindlicher Bruder erwachsen und ein ernstzunehmender Machtkonkurrent werden konnte, tat sie alles, um ihn auszustechen, um sich beim Volk beliebt zu machen.

Zurück in Alexandria, nahm Kleopatra den Thron an der Seite ihres Bruders wieder ein. Pothinus und der Regentschaftsrat duckten sich, setzten aber ihre Wühlarbeit im geheimen fort. Dazu zählte ein Dekret, das im Namen «des Königs und der Königin» erlassen wurde, aber nur vom Regentschaftsrat kam und anordnete, alles in Mittelägypten geerntete Getreide nach Alexandria und keineswegs – es war ein Jahr der Mißernte – in die Notstandsgebiete zu schicken. Damit sollte Kleopatras neugewonnenes Ansehen in Unter- und Oberägypten geschwächt und untergraben werden. Aus Rom drohte weiterhin die Gefahr, daß im noch immer tobenden Bürgerkrieg jene Kräfte siegen könnten, die für eine Annexion Ägyptens eintraten.

Wenn ich heute, nur vier Dezennien später, auf Rom und die übrige Welt blicke, fällt es mir schwer zu glauben, daß aus diesen Wirren ein so fester und anhaltender Frieden hervorgegangen ist. Man mag kaum glauben, daß es vor wenigen Jahrzehnten noch Zeiten gegeben hat, da die Anhänger der Triumvirn Caesar, Pompejus und Crassus sich in den Straßen Roms gegenseitig abschlachteten.

Nun war Crassus während eines Partherfeldzuges gefallen; der Machtkampf spielte sich jetzt nur noch zwischen Caesar und Pompejus ab. Letzterer schien in Rom die stärkere Anhängerschaft zu besitzen, doch Caesar jagte ihn davon, und Pompejus suchte in Ägypten nach Unterstützung. Man empfing ihn dort sehr zuvorkommend, weil sein Vater König Ptolemaios Auletes immer geholfen und unterstützt hatte, wenn auch, ich sagte es schon, gegen klingende Münze. Dennoch dachte Kleopatra – sie hat es mir selbst bestätigt – nicht einen Augenblick daran, ihm beizuspringen, weil sie von ihren Spitzeln erfuhr, daß Julius Caesar in Rom und Italien die Macht fest in den Händen hielt. So tat sie das einzig mögliche, nämlich nichts, und überließ dem Regentschaftsrat die Verantwortung für sechzig Schiffe, Soldaten und Proviant, die dieser dem Pompejus zur Verfügung stellte. Ein Teil des mit ihm geflohenen Senats bedankte sich überschwänglich bei Ptolemaios XIII., und Pompejus wurde daraufhin pro forma zum Vormund des jungen Königs ernannt. Ein schönes Spiel, ein rührendes Spiel, dem Kleopa-

tra nicht weiter zuschaute, weil sie ernsthaft um ihr Leben fürchtete. Quasi über Nacht floh sie aus der Stadt und ging mit den ihr treuen Truppen nach Palästina, an die Nordostgrenze ihres Reichs.

Caesar erfuhr davon und horchte auf. Sie also schien eine Gegnerin des Pompejus zu sein, und er bedachte die alte Regel: Der Feind meiner Feinde ist mein Freund. Von da an stellte sich Julius Caesar auf die Seite von Kleopatra und blieb ihr gewogen bis in den Tod.

Zunächst aber galt es, Pompejus zu besiegen. Caesar, der geniale Feldherr, sicherte sich nach Italien die Iberische Halbinsel, kehrte dann in Eilmärschen zurück und zwang Pompejus bei Pharsalos in Thessalien zur Entscheidungsschlacht, und das war im Sommer des dritten Regierungsjahres meiner Königin. Pompejus wurde vernichtend geschlagen und floh nach Ägypten, um dort beim jungen König um Hilfe und Verstärkung zu bitten. Ptolemaios aber war inzwischen anderen Sinnes geworden. Sein «Pflegevater» Pothinus hatte ihn überzeugt, daß es für Ägypten auf die Dauer nicht von Vorteil sein könne, zum Nebenschauplatz des römischen Bürgerkrieges zu werden. Es hätte auch zuviel gekostet...

Ein paar hohe römische Offiziere wurden bestochen, und als Pompejus zu ihnen ins Boot stieg, um in Ägypten an Land zu gehen, brachten sie ihn um. Gleichzeitig fuhr eine Flotte ägyptischer Kriegsschiffe los und versenkte einen Teil von Pompejus' Schiffen; der Rest floh aufs offene Meer.

Jetzt schlug die Stunde des einzig Überlebenden aus dem Triumvirat. Crassus und Pompejus waren tot, und nur vier Tage nach des letzteren Ermordung landete Julius Caesar mit einem Heer von etwa elftausend Mann im Hafen von Alexandria. Eine königliche Abordnung überreichte ihm den Siegelring und die einbalsamierte rechte Hand des Pompejus. Caesar verhielt sich sehr kühl, denn Pompejus war zwar sein Feind, aber er war auch ein Römer gewesen, und es paßte ihm nicht, daß Ägypten sich in den Streit gemischt hatte. Er zeigte deutlich seinen Unwillen, gab aber zu verstehen, daß dieser leicht zu besänftigen sei, und zwar mit Geld – viel Geld, das er zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Söhne und Anhänger des Pompejus brauchte. Des weiteren erinnerte Caesar daran, daß ihn der verstorbene König Auletes bei allen Göttern und den mit ihm in Rom geschlossenen Verträgen gebeten habe, die Vollstreckung seiner testamentarischen Verfügungen zu überwachen. Das, so Caesar, wollte er als römischer Senator und derzeitiger Konsul jetzt tun. Als